



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der allerheiligsten Dreieinigkeits. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Zum Feste der Hh. Dreifaltigkeit.

Mit dem heutigen Festtage stehen wir, lieber Leser, gewissermaßen auf dem Höhepunkte des Kirchenjahres. Wir haben des Reiches Gottes auf Erden Anfang, Entwicklung und Vollendung geschaut. Alles, was seit der Predigt des hl. Vorläufers Johannes in der Wüste am Jordan geschah bis zu dem Tage, da die Apostel im Namen Jesu in alle Welt auszogen, um die Freudenbotschaft (Evangelium) vom Reiche Gottes zu verkündigen, ist in einer Reihe von Bildern an unserer Seele vorübergezogen. Wir sehen nunmehr den Bau der Kirche Jesu vollendet dastehen — eine Stätte des Lichts und der Gnade für alle Welt, eine Hinterlage des göttlichen Wortes und der Gnadenschätze, durch die ein Jeder selig werden kann. Wir sehen die Kirche dastehen, erbaut auf den Grund der Apostel, in der Wahrheit und Heiligkeit geschützt und geleitet vom Heil. Geiste, und in dieser Weise bestimmt, bis an das Ende der Zeiten zu dauern. Und indem wir uns als Angehörige dieser wunderbaren Kirche wissen, getröstet in Ansehung unseres ewigen Heils, beruhigt in Ansehung der Wahrheit, — so liegt es nur mehr an uns selbst, ob wir der Verwirklichung unseres ewigen Heils teilhaftig werden, oder nicht. Alles aber, was hierzu unsererseits erforderlich ist, läßt sich zusammenfassen in dem einen Worte: Gottesliebe! Hat Gott uns so sehr geliebt, so sollen wir Ihn wiederlieben!

Sohn und Heil. Geist. Dieses erhabene Geheimnis stellt die Kirche uns vor — wie in der ganzen Liturgie des heutigen Festtages — so auch besonders in den wenigen Worten des heutigen Evangeliums; in der Epistel aber will sie uns zu dieser Vorstellung die rechten Gefühle ins Herz legen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes sind wir einst in die Kirche aufgenommen worden; dieser dreifache Name ist unser Höchstes — unser Alles; in diesem dreifachen Namen vereinigt sich die ganze Summe unseres Heils. Wenn wir also heute auf alles das zurückschauen, was die Kirche von Gott uns bisher vorgestellt hat, so muß wohl unser Herz von Anbetung, Preis und Dank überfließen. Das ist es auch, wozu der Apostel Paulus in der heutigen Epistel mit begeisterten Worten uns anregt: „Von Ihm (ruft er aus), durch Ihn und in Ihm ist Alles; Ihm sei Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit!“ (Röm. 11,36.)

Von diesem Gefühle heiliger Andacht und Anbetung ist am heutigen Tage jeder wahre Christ durchdrungen, da er seinen Geist auf das hochheilige Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit richtet und in stillem Nachdenken darüber sich verliert. Denn wenn Derjenige, welcher (wie derselbe Apostel sagt) in unzugänglichem Lichte wohnt, den noch keiner der Menschen gesehen hat und auch nicht sehen kann, dessen Wesen nur der Geist Gottes selbst zu durchschauen vermag, wenn dieser Allmächtige und Unsterbliche vor den Geist des sterblichen Menschen hintritt, — da kann der Sterbliche nichts als hinsinken vor Ihm und in andächtigem Schweigen Ihm huldigen. Oder wessen Geist sollte Den erfassen können, den die Himmel nicht zu fassen vermögen? Wessen Mund kann Den aussprechen, der wahrhaft unaussprechlich ist?

Unmöglich kann unser schwacher menschlicher Verstand, der selbst die erschaffenen Dinge nur sehr unvollständig und mangelhaft erkennt, ein Geheimnis begreifen, das über alle erschaffenen Dinge unendlich erhaben ist. Darum lehrt uns auch die hl. Schrift, daß

Kirchenkalender.

- Sonntag, 25. Mai. Erster Sonntag nach Pfingsten. Fest der allerheiligsten Dreieinigkeits. Urban, Papst und Märtyrer. Evangelium nach dem hl. Matthäus 28, 18-20. Epistel: Römer, 11, 33-36. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Marian. Jünglings-Kongregation, mittags 12<sup>1/2</sup> Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die mar. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 26. Mai. Philippus Neri, Ordensstifter.
- Dienstag, 27. Mai. Beda, Kirchenlehrer.
- Mittwoch, 28. Mai. Wilhelm, Herzog.
- Donnerstag, 29. Mai. Fronleichnam. Gebotener Feiertag. Maximus, Bischof. Evangelium nach dem heil. Johannes 6, 56-59. Epistel: 1. Korinther 11, 20-32. St. Lambertus: Morgens 5 Uhr erste, 6 Uhr zweite, 7 Uhr dritte hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt 9, 10 Uhr bei günstiger Witterung Auszug der Fronleichnam-Prozession, 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt, nach derselben Fest-Andacht. Während der Oktav ist Morgens um 9 Uhr Hochamt zum Schluß sakramentalischer Segen, nachmittags 5 Uhr feierl. Andacht zum allerh. Sakrament. Karmeliterinnen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht.
- Freitag, 30. Mai. Felix, Papst und Märtyrer.
- Sonntag, 31. Mai. Petronella, Jungfrau. Angela Merici, Ordensstifterin.

wir ohne göttliche Offenbarung durchaus keine Kenntnis von diesem Geheimnisse würden erlangt haben: „Niemand (sagt der Heiland Selbst) kennt den Sohn, als der Vater; und auch den Vater kennt niemand, als der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren“ (Matth. 11, 27). Ohne Kenntnis des Vaters aber ist offenbar eine Kenntnis der hhl. Dreifaltigkeit unmöglich. Darum sagt von hl. Hilarius (+ 366) recht bezeichnend von diesem Geheimnisse: „Die Kirche kennt es; die (jüdische) Synagoge glaubt es nicht, die (heidnische) Philosophie versteht es nicht.“ — Zwar begegnen wir in der vorchristlichen Offenbarung mehrfachen Hinweisen auf dieses Geheimnis; allein die volle und allgemeine Kenntnis war den Zeiten des Alten Bundes noch vorenthalten.

Aber auch nachdem wir durch die christliche Offenbarung zur Kenntnis der Wahrheit gelangt sind, gelingt es uns nicht, lieber Leser, durch Vermunftgründe dieses Geheimnis zu beweisen, d. h. darzutun, daß in Gott drei Personen sein müssen. Das vierte Konzil vom Lateran (1215) nennt es etwas „Unbegreifliches und Unausprechliches“, — was nur dann wahr ist, wenn die Vermunft das Wie und das Warum nicht einseht. Und der hl. Ambrosius (+ 397) sagt: „Hier versagt der Sinn, — die Stimme schweigt.“ Und der hl. Gregor von Nazianz (+ 390) nennt es eine thörichte Annahme, den Grund, weshalb in der Gottheit ein Sohn und ein Heil. Geist sei, erkennen zu wollen, da man nicht einmal wisse, warum der Vater sei.

Thomas von Cantimpré (+ 1280) erzählt einen, unsern Lesern vielleicht bekannten Zug, der, wenn er auch nur auf einer Sage beruht, doch immerhin dienen mag, um darzutun, wie unmöglich es dem menschlichen Verstande sei, das göttliche Wesen zu erforschen. Als der hl. Augustinus (+ 430) zu Hippo (in Afrika) das Buch über die hhl. Dreifaltigkeit schrieb und Tage und Nächte zubrachte mit Sinnen und Grübeln über dieses unerforschliche Geheimnis, pflegte er nach dem Studium am Ufer des Meeres spazieren zu gehen. Eines Tages erblickt er zu seiner Ueberraschung ein wunderschönes Knäblein, das mit einem silbernen Löffel Wasser aus dem Meere in ein Grübchen schöpft. Der große Kirchenlehrer fragt den Knaben, was er denn da thue. Dieser antwortet: er wolle das ganze Meer in das Grübchen schöpfen. „Das ist doch unmöglich“, versetzt lächelnd Augustinus. „Ei (entgegnet der Knabe), ich werde doch leichter das Meer in dieses Grübchen schöpfen, als du mit deinem Verstande das unerforschliche Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit erfassest!“ S.

### In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Walfeld.

1.

Beim Direktor der Reichsdruckerei. In der Oranien- und Alten Jakobstraße zu Berlin liegt das mächtige, ein gewaltiges längliches Viereck bildende Gebäude der Reichsdruckerei, aus dem schon Milliarden Mark an Reichsbanknoten und Reichskassenscheinen hervorgegangen sind, wo für ungeheure Beträge die verschiedenen Postwertzeichen angefertigt werden. Wurden doch allein im Briefverkehr des inneren Reichsbezirks 1900 für rund 200 Millionen Mark Freimarken verbraucht. An Banknoten zu 100 und 1000 Mark werden jährlich für 300 Millionen, an Kassenscheinen zu 5, 10 und 50 Mk. werden für 100 Millionen Mark gedruckt. Das Reichsdruckerei-Gebäude war bis zum Jahre 1880 noch ein sehr einfaches und bescheidenes Haus mit etwa 20 Fenstern Front. Man sieht diesen alten Teil noch auf der linken Seite des Hofes stehen. Der viermal größere neue Teil hebt sich vorteilhaft in jeder Beziehung davon ab. Der Neubau, der von der Straße gesehen, den alten Bau ganz

verdeckt, ist ein herrliches Haus im Stile der Frührenaissance. Das gewaltige Viereck wird auf der alten Jakobstraße durch ein altes, beinahe bauwürdiges Haus mit Vorgarten unterbrochen, es ist die städtische Blindenanstalt. Als die Reichsdruckerei dieses unscheinbare Haus kaufen wollte, machte die Verwaltung der Blindenanstalt so enorme Forderungen, daß die Direktion der Reichsdruckerei vom Kauf absehen mußte. Als ich dem uniformierten Pförtner der Reichsdruckerei meldete, daß ich den Herrn Direktor zu sprechen wünschte, drückte er auf einen elektrischen Knopf, worauf die feste Gitterthür aufsprang, welche unten im Flur die breite, feinerne teppichbelegte Treppe schließt. Oben empfing mich ein Diener, dem ich meine Legitimation, die ich von Excellenz Kraetke erhalten, abgab. Die Reichsdruckerei untersteht nämlich dem Staatssekretair des Reichspostamtes.

Der Direktor der Reichsdruckerei, Herr Geheimrat Regierungsrat Wendt, empfing mich in seinem kleinen, mäßig eleganten Arbeitszimmer. Sein Arbeitstisch lag voll von Mustern aller Art. Der Direktor entschuldigte sich mit Ueberhäufung von Arbeit, stellte mir aber sofort in liebenswürdigster Weise seinen Stellvertreter als Führer durch die sämtlichen Räume der Reichsdruckerei zur Verfügung.

Der Direktor ist ein Herr von fünfzig Jahren, dabei aber sind Haupt- und Bart haar schon ganz weiß, was einen interessanten Gegensatz bildet mit dem beinahe jugendlich frisch, energischen und geistreichen Gesicht.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob der Herr Geheimrat aus dem Juristenstand hervorgegangen?“

Der Direktor antwortete lächelnd: „Nein, das wäre hier doch wenig angebracht, an der Stätte der Technik. Ich bin Techniker, ich habe die technische Hochschule zu Charlottenburg-Berlin besucht. Wie sollte hier ein Jurist fertig werden, wo beinahe 1800 Angestellte in den verschiedensten Zweigen des Gewerbes arbeiten?“

„Achtzehnhundert Arbeiter?“ fragte ich beinahe verblüfft.

„Arbeiter gerade nicht alle. Wir haben rund 200 Künstler, 100 Beamte, 1200 männliche und 300 weibliche Arbeiter.“

„Was machen Sie denn mit dieser Armee von Arbeitern? Sie arbeiten doch gesellig nur für das Reich und die einzelnen Bundesstaaten.“

Der Direktor lächelte überlegen: „Sie haben wohl keine Ahnung, was eben das Reich von uns verlangt. Sie haben ja die Posteinrichtungen besucht, Sie kennen den gewaltigen Betrieb. Was ist da nicht allein an Wertzeichen, Postkarten, Postanweisungen, an Formularen für Depeschen, Zeitungsbestellungen usw. herzustellen.“

„Ich muß gestehen, daß ich mir dachte, die Herstellung von Wertzeichen, Papiergeld, Freimarken, Schuldverschreibungen würden die Hauptarbeit der Reichsdruckerei ausmachen.“

„Im Gegenteil, die weitaus kleinste, wie Sie bei der Besichtigung sehen werden. Wir arbeiten für alle Ministerien, wir drucken den Reichshaus- und Staatshaushalts-Etat. An laufenden Arbeiten sind vorhanden das Reichsgesetzblatt, die preussische Gesetzsammlung, das Reichs-Kursbuch usw.“

„Wer bezahlt Ihnen denn diese Arbeiten?“ fragte ich.

„Nun, die jeweiligen Auftraggeber. Es ist das nicht anders wie im gewöhnlichen Leben. Auch unsere Preise entsprechen denen im bürgerlichen Verkehr.“

„Für Private arbeiten Sie nicht?“

„Es ist nur ausnahmsweise gestattet, wenn der Private den Nachweis erbringt, daß er die gewünschte Arbeit anderweitig nicht geliefert bekommt.“

In diesem Augenblick trat ein Herr in das Zimmer, den mir der Direktor als meinen Führer vorstellte. In Anbetracht der be-

schränkten Zeit des Direktors, verließ ich diesen sofort mit meinem Führer.

Gleich draußen auf dem Gange gab es schon zu sehen und zu fragen. Da stand ein mächtiger Glaskasten mit den herrlichen Buchbinderarbeiten in Gold- und Silberverzierungen. Auf meine Frage, was der Kasten bedeute, antwortete mir mein Führer: „Es sind lauter Arbeiten unserer Buchbindererei, inder wir in zwei großen und einem kleinen Saal Hunderte von Männern und Mädchen beschäftigen.“ Gleich neben dem Kasten mit den Prachteinbänden stand ein anderer Glaskasten in feinsten Arbeit, in dem künstlerisch Buchdrucklettern angebracht waren. Dieser Schrank war auf der Ausstellung in Chicago“, sagte mein Führer.

„Haben Sie denn diese Typen alle selbst gemacht?“

„Gewiß! Die Reichsdruckerei macht alles selbst, auch die Typen. Nur das Papier wird geliefert. Wir haben drei Betriebsleitungen. In der ersten Betriebsleitung werden die Banknoten und andere Wertpapiere gemacht. In der zweiten die Postkarten, Postanweisungen und alle die anderen gewöhnlichen Drucksachen. In der dritten Betriebsleitung werden die Vorarbeiten zu den genannten zwei ersten Leitungen gemacht. Diese Leitungen zerfallen wieder in Unterabteilungen, etwa zehn, deren jeder ein Oberfaktor vorsteht.“

„Diese Oberfaktoren sind aus dem Technikerstande hervorgegangen?“

„So ist es. Der Oberfaktor für die fremdsprachliche Abteilung war nur ein einfacher Sezer. Der Oberfaktor der Buchbindererei entstammt dem Buchdruckergerwerbe. — Womit wünschen Sie zu beginnen?“

„Wie es Ihnen paßt und es der Rundgang mit sich bringt.“

„Dann kämen die Postwertzeichen zuerst an die Reihe. Der Druckersaal liegt vor uns.“ Also zuerst die Freimarken, ich war zufrieden.“

### Der Standesbeamte.

Von Adolf Burghardt.

Er schloß das Geburtsregister fürsorglich in den Schrank und klappte das Sterberegister zu: in einer Viertelstunde war die Bureauezeit abgelaufen. Das schien ihm auch die höchste Zeit zu sein, denn er fühlte, daß er sehr müde, recht abgespant und überhaupt . . .

„Ist das 'ne Dummheit,“ knurrte der Herr Standesbeamte Weingarten, indem er nochmals die eingelaufenen Eingänge durchblätterte, „das kann ja eine recht vergnügte Ehe geben . . . „Eva Heinze und Max Rupprecht“, — 's ist ja lachhaft.“ Und er lachte auch, aber das war kein herzliches Lachen, sondern eins der Verlegenheit, ein grimmiges, mißtönendes Lachen. Dann sank er in seinen Lehnstuhl und blickte teilnahmslos zum Fenster hinaus.

„Also die Eva! Dieses wirklich herzige Kind! Früher hatte er ja viel in der Familie Heinze verkehrt, da war er aber noch ganz gewöhnlicher Buchhalter in der Steuerkasse gewesen. Als ihn dann das Vertrauen seiner vorgelegten Behörde zum Standesbeamten hatte emporsteigen lassen, hatte er seine Besuche eingeschränkt, er war ja jetzt den „oberen Zehntausend“ der Gesellschaft bedenklich näher gerückt. Da paßte der Verkehr mit dem Kaufmann, dem „Ditendrehler“, für ihn doch nicht mehr so recht. Nun ja, Evchen . . .! Sie hatte verweinte Augen gehabt und hatte ihn so vorwurfsvoll angeschaut. — Ach was, er war ein Mann in schon reifen Jahren und sie war im Verhältnis noch ein ganz junges Ding! Und zudem — hatte er ihr denn etwas versprochen? Nein, gewiß nicht! Einmal allerdings auf dem Ball der „Erholung“ hatte er ihr: „Liebes Evchen“ zugeflüstert. Dann noch einmal, als er sie nach Hause begleitete, in dem Hausflur . . . pah, ein richtiger Kuß war das nicht gewesen, er hatte wirklich nur so gethan. Dann noch

einmal, — und schließlich — —, ach, das waren Scherze gewesen, gebunden hatte er sich in keiner Weise.

Freilich, dieser Max Rupprecht, — das war schon das schlimmste Gigerl in der Stadt! Im Grunde war der doch nichts als der Sohn seines Vaters. Ein ganz geist- und gemüthloser Patron . . . Sein Vater galt für reich, aber in der letzten Zeit hatte man gehört, daß ein „Krach“ drohe, weil die Fabrik von der Konkurrenz überflügelt worden war. Evchen bekam sicher eine leidliche Mitgift, — wenn nun dieses Gigerl das süße Kind nur des Geldes wegen heiraten würde?

Der Herr Standesbeamte schob nachdenklich die Brille auf die Stirn. Er überlegte sich die Sache noch einmal, er grübelte und zerbrach sich den Kopf . . .

„Aber Herr Weingarten,“ störte ihn der Bureaudiener, „Sie vergessen die Zeit, es ist schon eine Viertelstunde über Voll.“

Der Standesbeamte packte eiligst seine Sachen zusammen. Dann versuchte er, mit seinem rechten Arm in den linken Ärmel des Ueberrocks zu fahren, und setzte den Cylinderhut verkehrt auf. Nachdem ihn der Bureaudiener vorchriftsmäßig angezogen hatte, eilte er brummend von dannen, — er fühlte, in seiner Brust war irgend etwas nicht „im Lot“.

Das Mittagessen schmeckte ihm nicht, die Cigarre brannte schon nicht mehr, des Nachts konnte er nicht schlafen. Es war ein recht unheimlicher Zustand; nun mußte er auch noch den „Ausgang“ des Paares besorgen, — es war, um aus der Haut zu fahren. Das Evchen war doch ein resolutes Mädchen, das Mund und Herz auf dem rechten Fleck hatte, weshalb die sich wohl hatte herumkriegen lassen . . .

Am Stammtisch bildete das Aufgebot natürlich das Abendgespräch.

„Kurios, wirklich kurios,“ räsionierte der Steuerrat, „'s ist doch so'n nettes Mädchen und dieser —“ er machte eine verächtliche Handbewegung.

„Die Sache hat sicher ihren Haken,“ meinte der Zollinspektor.

„Und ob sie den hat,“ bestätigte der Bahnhofsvorstand, „'s ist nämlich so . . .“ dabei nahm er eine Prieze und legte den Zeigefinger an die Nase. „Sie will von diesem Sauzeind gar nichts wissen, sie hat überhaupt noch nicht „Ja“ gesagt. Aber ihr Vater hat ihr die Einwilligung abgepreßt, der fühlt sich ja hochgeehrt, wenn er mit der Fabrikantenfamilie verwandt wird. Sie aber hält an ihrer Jugendliebe fest.“

„So, so,“ nickte der Steuerrat, „woher wissen Sie denn das?“

„Das hat mir Fräulein Eva selbst erzählt,“ frohlockte der Vorstand. „Sie hat mit „ihm“ getanzt, „er“ hat sie wiederholt nach Hause geleitet, „er“ hat sie sogar ge . . .“, die letzte Silbe flüsterte er seinem Nachbar in's Ohr.

„'s ist die Möglichkeit,“ that der ganz erstaunt.

„Ja“, fuhr der Vorstand fort, „es ist so! Damals war der Jüngling noch in einer ganz kleinen Stellung. Bald aber machte er Karriere, und als er in Amt und Würden war, hat er sich um das Fräulein nicht mehr bekümmert, sondern ist seiner Wege gegangen.“

„So'n Schubiack,“ schimpfte der Steuerrat.

„Das ist schon nicht mehr schön,“ bestätigte der Inspektor und ließ seine Faust kräftig auf die Tischplatte fallen.

„Das Fräulein könnte den Kerl ja blamieren,“ meinte der Vorstand, „aber sie nennt seinen Namen nicht, ich glaube, die liebt ihn noch immer.“

Der Standesbeamte Weingarten hörte schweigend dieser Unterhaltung zu. Eine Gänsehaut überlief ihn, er verfärbte sich, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Das war ja eine schöne Geschichte! Diese „Jugendliebe“ war Niemand anderes als er selbst . . . Er blickte ängstlich auf seine

Nachbarn. Die aber schienen nichts gemerkt zu haben, denn sie „schnitten“ eben das Thema der Alterszulagen an. Da atmete er erleichtert auf.

Trotzdem verbrachte er die nächsten Tage in bedenklicher Aufregung. Er hatte mit einem Male all sein Selbstbewußtsein verloren, er kam sich wirklich vor wie ein — „Schubiack“ hatte der Steuerrat gesagt. Aber wie sollte er das rollende Rad des Schicksals aufhalten? Sollte er zu Kreuze kriechen und Abbitte leisten? Dazu war's schon zu spät, denn wer einmal im „Kasten hängt“, der ist eben vergeblich!

Eines Abends traf er Anna, der „glücklichen“ Braut getreues „Mädchen für Alles“.

„Nun, Herr Weingarten,“ sprach die ihn an, „Sie sehen aber elend aus . . . Als Sie früher immer zu uns kamen, und bei uns zu Tisch aßen, ei, da hatten sie rote Backen . . . Und so ist's mit Evchen akkurat, — nein, wie die heruntergekommen ist! Aber das macht, — sie trat dicht an ihn heran, — diese entsetzliche Verlobung. Evchen kann diesen Menschen nicht ausstehen, und Papa geht von seinem Lieblingsplan nicht ab. Aber heiraten thut sie den auf keinen Fall, eher . . .“, sie machte eine drehende Handbewegung und eilte davon.

„Anna, aber so warten Sie doch, Anna,“ rief ihr Weingarten nach, aber das Mädchen war schon im Dunkel der Straße verschwunden.

Also ganz „heruntergekommen“ sah Evchen schon aus, und heiraten wollte sie den ihr aufgedrungenen Bräutigam auf keinen Fall, eher . . . Herrn Weingarten überließ es eiskalt. Was sollte denn das „Eher“ bedeuten? Zu einem kühnen Sprung in die Wellen war Evchen gar nicht veranlagt, im Gegenteil, — sie war ein ruhiges, überlegendes Mädchen, das viel zu viel Freude am Leben empfand, als daß es sich zu dummen Streichen hinreißen lassen sollte. Was also konnte hinter dem „Eher“ stecken? Er gab sich alle erdenkliche Mühe, das zu ergründen, aber an dieser Aufgabe erlitt seine Kombinationsgabe gründlich Schiffbruch.

— Nun war der große Tag herangebrochen. Herr Weingarten hatte die letzte Nacht kein Auge schließen können; erst gegen Morgen fiel er in einen unruhigen Schlummer, aus dem er, von einem entsetzlichen Traume geplagt, jählings empor fuhr.

„Sind Sie krank, Herr Weingarten?“ fragte der Bureaudiener besorgt, als er sich in seinen Arbeitsjessel gesetzt hatte. „Sie zittern ja ordentlich vor Kälte, mir scheint, Sie haben Fieber. Soll ich Ihren Stellvertreter holen?“

„Ach Unsinn,“ brummte der Standesbeamte, „ich bin etwas zu schnell gegangen, das ist alles . . .“ Er kontrollierte nochmals die Eintragungen im Register, dann brachte ihm der Diener die abgegebenen Papiere. Das erste, das zweite, das dritte Paar, — lauter fremde, gleichgültige Namen. Da Nummer vier: Max Rupprecht, Eva Heinze, . . . ein Schleier schien sich über seine Augen zu senken.

Die ersten Paare that er zusammen, mechanisch die vorgeschriebenen Fragen stellend. Er funktionierte gleich einem in Bewegung gesetzten Automaten.

„Der kann einem das Heiraten gleich am Anfang leid machen,“ hörte der Bureaudiener den ersten der neugebackenen Chemannner räsionieren, „der sieht eher aus wie ein Leichenbitter, denn als ein Hochzeiter.“

„Na, weißt Du“, meinte der zweite zu seinem Frauchen, „gefallen hat mir das gar nicht, wenn's auf dem Hochzeitschmaus nicht fidelere zugeht . . .“

„Das ist ja der reine Brummbar,“ sagte der dritte Zeuge zu seinem Kollegen, „der thut gerade, als ob er die jungen Leute zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilen müßte.“

Der Standesbeamte klingelte, die Glocke gab einen schrillen, mißtonenden Laut von sich. Der Bureaudiener eilte hinein, öffnete

die Thür und rief: „Herr Rupprecht, Fräulein Heinze nebst Zeugen.“ Man setzte sich, das Paar in die Mitte, die Zeugen rechts und links. Der Standesbeamte stand an seinem Schreibtisch, die Papiere in seiner rechten Hand zitterten. . . Tonlos, mit heiserer Stimme verlas er die Personalien und forderte die Legitimation der Zeugen. Es war alles in Ordnung. Dann folgte die Rechtsbelehrung und endlich die entscheidende Frage: „Also Sie, Herr Rupprecht, sind gewillt . . .“ usw.

„m' ja!“ schnarrte der blasse Jüngling und suchte sich eine Feder aus, mit der er dann die Unterschrift vollziehen wollte.

„Und Sie, Fräulein Heinze, sind gewillt . . .“ usw.

Evchen erhob sich langsam.

„Nein“, erklärte sie so fest und bestimmt, daß der Standesbeamte jäh zurücktaumelte und ihr entsetzt in das Gesicht starrte. Aus diesen stahlgrauen Augen leuchtete ein fester, unerschütterlicher Entschluß.

„Nein und tausendmal Nein“, wiederholte Evchen.

Wäre eine Bombe im Zimmer geplatzt, hätte sie andere Wirkungen auch kaum hervorzubringen vermocht: Die kleine Gesellschaft hatte sich in alle vier Ecken geflüchtet. „Aeh“, stöhnte der Bräutigam und trat achtlos auf das Monocle, das ihm aus dem Auge gefallen war, „äh, ein Affront . . . Affront . . . äh . . .“ Die Zeugen suchten auf Evchen begütigend einzuwirken — vergeblich, die verharrte bei ihrem „Nein“.

Da schlich Herr Rupprecht endlich die Treppe hinunter. Er winkte einer Droschke. „Aeh, Kutcher, schnell zum Bahnhof,“ kommandierte er, „daß ich noch den 11 Uhr-Zug erwische.“

Die Zeugen eilten hinterher, ihnen fiel die gewaltige Aufgabe zu, den „Affront“ so schnell wie möglich unter das große Publikum zu bringen.

Schließlich geleitete Herr Weingarten Evchen bis auf die Straße. Die beiden mußten sich sehr viel zu erzählen gehabt haben, denn der Diener hatte schon anklopfen wollen, um anzudeuten, daß die Geburtsanmeldungen nicht mehr rechtzeitig erledigt werden könnten, wenn es bei jeder Eheschließung so lange dauere. Aber als er eben zur Thür gehen wollte, wurde diese geöffnet und Herr Weingarten erschien. Sapperlot, der sah ja 10 Jahre jünger aus! Und wie galant benahm er sich gegen diese junge Frau! So was war ja noch gar nicht dagewesen, da mußte was vorgegangen sein. Er ging ins Zimmer und forschte im Register nach: unter der letzten Eintragung fehlten die Unterschriften. „Oho,“ machte er, „das ist ja ganz was neues, anstatt sich zu verheiraten, haben sie sich entlobt . . .“

Und als Herr Weingarten wieder zurückkam, meinte er: „Das andere kann heute mein Stellvertreter erledigen, ich muß jetzt einen Besuch machen. Im übrigen muß ich das nachholen, was eben versäumt worden ist“, — er drückte dem staunenden Alten etwas in die Hand, — „das ist eine Abschlagszahlung. Bald werde ich mit Fräulein Evchen hier sitzen, und Sie werden mich aufrufen müssen, dann giebt's das Doppelte!“

## Die Nacht der Musik.

Humoreske von Ernst Adolf Herbst.

Königsberg Pr., 15. Okt. 00.

I.

Lieber, kleiner Schwarz! Endlich komme ich dazu, Ihnen den versprochenen Brief aus meiner neuen Wohnung zu schreiben. — Der Umzug, dieses gräßliche Durcheinander mit Gepäckträgern, zerbrochenen Glassachen und unsagbar viel Trinkgeldern liegt hinter mir. Alles ist vorüber und glücklich überstanden.

Ich war sehr froh, als ich mein neues Arbeitszimmer fertig eingerichtet hatte. Es schien mir alles das zu geben, was ich in meiner alten Wohnung so sehr vermißt hatte:

Luft, Licht, Sonne und Fröhlichkeit. Alles aber war nur Blendwerk; denn hier giebt es etwas, was fürchterlicher ist, als sämtliche Mängel meiner alten Wohnung, was mir das Leben vergällt und mich sicher bald wieder von dannen treiben wird.

Hören Sie!! Arbeitsfroh setzte ich mich am ersten Tage an meinen Schreibtisch, den Kopf voll von brausenden Gedanken über eine geharnischte Abhandlung: „Die Kunst dem Volke!“ Plötzlich höre ich Musik. — Gerade über meinem Kopfe ein Klavier!

Erst greift jemand eine Walzermelodie in die Diskantastasten, dann eine andere Hand die dazu gehörige Begleitung in den Bass, und dann donnern vier Hände im Walzertakte los.

Ich lege die Feder fort, stecke mir eine Veruhigungscigarette an und höre zu.

Die Melodie fällt angenehm leicht ins Ohr. Ich fühle, daß ich sie sofort genau in der Erinnerung sitzen habe.

Oben ist Ruhe eingetreten. —

„Die Kunst dem Volke!“ so verkünden flammende Lettern den Beginn meines Artikels. Da — alle Wetter! — geht es oben wieder los. Wieder derselbe Walzer!

Lieber Kleiner! Dieser Walzer ist wie eine fürchterliche Furie. Unentrinnbar bricht er plötzlich über meine Gedanken her und zerstreut sie in alle Winde. Mindestens zwanzig Mal am Tage dudeln sie oben dieselbe Melodie. Erst der Diskant, dann der Bass und endlich vier Hände! Dabei im Rhythmus nie eine Einigkeit zwischen den beiden Stimmen!

„Die Kunst dem Volke!“ — mein Gehirn degeneriert, Stumpfsinn umhüllt mein Denken! Wenn das da oben die Kunst ist, dann will ich einen Artikel schreiben: „Die Kunst, ein neues Hinrichtungsinstrument!“ — Soeben geht es wieder los. Die Bahnnoten fallen wie Keulenschläge auf mein Haupt, das Quittchen des Diskants kriecht spinnenartig über meine Nerven. Gleich kommt im Bass eine falsche Stelle. — Wichtig! Wieder daneben gegriffen.

Das Schlimmste aber ist, daß diese verwünschte Walzermelodie sich fest in meinem Hirne eingenistet hat. Wenn nach zehn Uhr abends eine gültige Hausordnung das Klavierpausen verbietet — ich finde doch keine Ruhe. Es ist dann, als ob die finstere Gewalt da droben weiter wirkt und mich zwingt, den gräßlichen Walzer leise vor mich hin zu summen.

Lieber Schwarz! Ich brauche Ihren Rat. Ich weiß, Sie sind ein schlauer Kopf, erfahren in allen Mänken des Lebens. Sagen Sie mir, wie ich das Ungetüm bändigen soll!

Ein Abwehrmittel habe ich schon — leider ohne Erfolg — angewandt. Ich kaufte mir zwei Topfdeckel, stieg auf eine Leiter und schlug, dicht unter der Decke, wie rasend das Blech gegeneinander. Die Wütenden ließen sich nicht stören. Mir aber nahm der Lärm den Rest meines einst so herrlichen Verstandes.

Raten Sie mir, lieber Schwarz aber umgehend! Die Welt verliert die herrlichsten Werke. Ich grüße Sie und mein liebes München sehr.

Ihr

Rose.

II.

München, 20. 10. 00.

Lieber Doktor! Ihr Brief traf mich in meinem neuen Atelier; denn ich bin wieder einmal umgezogen. Ich habe herzlich lachen müssen über die sonderbare Duplicität der Fälle. Auch ich werde von einem Klaviere gemartert. Doch einige Unterschiede: Erstens — spielt es unter mir; zweitens — nur Liszt; drittens — zweihändig; viertens — ich kämpfe und hoffe auf Sieg.

Sie würden in all Ihrer Bedrängnis lachen, Doktor, wenn Sie jetzt gleich einen Blick in mein Atelier werfen könnten.

Mitten im Raume steht ein Tisch; darauf ein Stuhl; meine alte Staffelei, an der ich einen langen Strick befestigt habe, liegt auf dem Fußboden; daneben sonnen sich meine

schweren Hanteln. Ich selbst habe mein Tiroler Touristengewand an, die eisenbeschlagenen Bergstiefel an den Füßen. Das schwere Geschütz ist ausgefahren; die Schlacht kann beginnen. Sobald sie nämlich unten mit ihrem Liszt beginnt, klettere ich auf den Stuhl, erfasse den Strick zur Staffelei und lasse diese nun rythmisch auf dem Fußboden tanzen. Doktor! Das ist ein famoseres Gellapper. Ein Skelett könnte es auch nicht besser machen.

Wenn das aber nicht hilft, so beginne ich, gerade über dem Kopfe der Spielerin, zu schuhplatteln — immer mit nägelbeschlagenen Bergschuhen. Es tanzt sich auch nach Lisztischer Musik ganz ausgezeichnet. Das Getrampel verschafft mir fast stets den Sieg. Unten wird es still. Der Gegner hat das Feld geräumt. — Aber immer wieder schöpft er neuen Mut, und spätestens nach einer halben Stunde hat der Kampf wieder begonnen.

Ich bewundere die Energie der Spielerin. Sie muß Nerven von Eisendraht haben.

Einmal glaubte sie mich mit chromatischen Tonleitern über den Haufen rennen zu können. Weit gefehlt! Ich ließ als schwerstes Geschütz meine zehnpfündigen Hanteln ins Gefecht eingreifen. Ich rollte sie über den Boden und sprang mit meinen Bergschuhen immer hinterher. Das muß sich unten fürchterlich angehört haben; denn ich hatte einen ganzen Vormittag lang Ruhe.

Das arme Ding thut mir fast leid; aber sie sollte eben nicht den ganzen Tag über Liszt spielen oder wenigstens das Klavier in ein anderes Zimmer bringen lassen.

Gestern habe ich sie auf der Treppe getroffen. Ich erkannte sie an einem Heste „Liszt“, das sie unter dem Arme trug. Sie gefällt mir sehr. Grazie, sanfter Gesichtsausdruck und graublau, strahlende Augen. Wenn sie mir das Feld räumen würde, würde ich sogar ihrer Pensionsmutter einen Besuch machen.

Lieber Doktor! Versuchen Sie meine Mittel. Unten geht es los! Auf in den Kampf! Es gilt die Ehre! In alter Freundschaft

Ihr

Schwarz.

III.

Königsberg, Hotel de Prusse, 3. 11. 00.

Lieber Schwarz! Heute nur eine Postkarte! Alles ist vergebens! Der Walzer lebt noch unentwegt. Ich habe soeben mit fünf Bekannten in meiner Wohnung auf geliehenen Blechinstrumenten eine gräßliche Hagenmusik vollführt. Weber Diskant, noch Bass ließen sich hören. Wir Sechs aber sind total erschöpft. Die Andern haben mich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu drei Runden echten Bieres verdonnert.

Ich kann das vierhändige Ungeheuer nicht bändigen. Werde wohl ausziehen!

Besten Gruß

Rose.

IV.

München, 25. 11. 1900.

Doktor! Mensch! Leidensgenosse! Sieg — Sieg auf der ganzen Linie! Staunen Sie in Ihrer gemarterten Seele! Vorgestern war die Schlacht wieder bis zu den Hanteln gekommen, als es bei mir klingelte.

Draußen stand eine resolut ausschauende Dame.

„Herr Kunstmaler Schwarz?“

„Womit kann ich dienen?“ fragte ich sehr höflich.

„Ich bin die Inhaberin der Pension im zweiten Stock. Das Fräulein, das das Zimmer unter Ihnen bewohnt, kann seit einiger Zeit keine Minute ruhig üben, da hier oben dann sofort ein Skandal beginnt, der ihr den Aufenthalt im Zimmer unmöglich macht.“

Jetzt galt es!

„So, gnädige Frau,“ jagte ich sehr ruhig, „das ist also unten zu hören? Das thut mir sehr leid, aber den Skandal, wie Sie es nennen, kann ich nicht einstellen. Denn durch

das Klaviergeülbe gerade unter mir bin ich derartig nervös geworden, daß mein Arzt mir als einzige Rettung anstrengende Leibesübungen verordnet hat. Sie werden verstehen, gnädige Frau, daß meine Gesundheit mir das Wichtigste ist. Verzeihen Sie übrigens, daß ich Sie in diesem Kostüme empfangen, aber ich mache gerade meine vorgeschriebenen Übungen.“

Lieber Doktor! Ich habe schon viel in meinem Leben schimpfen gehört, aber so — —! Nun jedenfalls ging sie doch einmal fort und seit diesem Gespräche habe ich unter mir keinen Ton mehr gehört. Die körperliche Bewegung der letzten Tage hat mir ausgezeichnet gut gethan; ich habe seit gestern und heute geschuftet, wie ein Kuli.

Gruß

Schwarz.

V.

Königsberg, Pr., 1. 12. 00.

Lieber Schwarz! Ich gratulire! Bei mir noch immer keine Aenderung. Ich habe mir einen Musikautomaten gemietet, der drei Stunden ununterbrochen spielen kann. Heute morgen habe ich ihn zum ersten Male in Thätigkeit gesetzt. Ich mußte aus meiner Wohnung; denn das Gedudel war gräßlich. Als ich zurückkam, war der Apparat noch unentwegt bei der Arbeit. Oben aber erkönte, wie stets, der bewußte Walzer. Die beiden Spielerinnen sind entweder taub oder leiden an einer Manie.

Besten Gruß Ihr vollständig geknickter  
Kose.

VI.

München, 10. 12. 00.

Lieber Doktor! Das Leben treibt ein buntes Spiel. Kürzlich auf dem Kostümfeste des Künstler-Sängervereins war ich die ganze Zeit mit einem reizenden Kinde, im Kostüme einer mittelalterlichen Bettlerin, zusammen.

Wer ist es? Meine besiegte Klavierpielerin! Wir haben uns ausgesprochen; ich habe um Verzeihung gebeten; sie ist mir gewährt worden. Gestern habe ich unten Besuch gemacht. Schelmisch fragte sie mich gleich beim Eintreten, ob sie mir nicht etwas vorspielen sollte. Ich bat darum als Zeichen ihrer vollständigen Vergebung. Das Klavier befindet sich jetzt in einem anderen Zimmer. Sie spielte entzückend. Ihre Hände sind wunderbar zart und schmal. Uebrigens heißt sie Eva Ferner und ist Waise.

Doktor! Machen Sie oben schleunigst einen Besuch! Unter vier Händen wird doch eine schöne Besitzerin sein.

Schwarz.

VII.

München, 24. 12. 00.

Lieber Doktor! Ich habe mich soeben mit Fräulein Eva Ferner verlobt und bin unsagbar glücklich. Meine Braut will durchaus ein paar Worte anschreiben.

In alter Freundschaft

Schwarz.

Sehr geehrter Herr Doktor! Als altem Freunde meines Bräutigams reiche ich Ihnen die Hand. Ich hoffe, daß auch wir zwei gute Freundschaft halten werden. Billy hat mir von Ihrem Unglücke erzählt. Hören Sie einen guten Rat: Heiraten Sie doch Eine, entweder den Bass oder den Diskant. Der Diskant ist meist zarter besaitet.

Mit freundlichem Gruß

Ihre

Eva Ferner.

VIII.

Telegramm — Kunstmaler Schwarz,

München Giselstraße.

Viele herzliche Glückwünsche! — Heiraten unmöglich. Bass und Diskant zusammen gerade 120 Jahre. Ziehe am 1. Januar.

Rose.